

Joachim Wietzke

## Reinhard von Kirchbach – Grenzgänger des Glaubens

„Kennen Sie eigentlich Reinhard von Kirchbach“, fragte mich Bischof Knuth nach einem Besuch in einem buddhistischen Tempel im Süden Chinas. Es war meine erste Auslandsreise im Auftrag des Nordelbischen Missionszentrums (NMZ) im August 1995. Nein, ich kannte ihn nicht persönlich. Ich hatte nur von seinen Altenhofer Gesprächen mit Hindus, Buddhisten und Muslimen gehört. „Sie sollten ihn einmal besuchen“, ermutigte mich Bischof Knuth.

### Begegnungen – oder: Wie ich Reinhard von Kirchbach erlebt habe

Auf meine Anfrage erhalte ich eine freundliche Einladung zum 8. Dezember 1995 nach Altenhof. R. von Kirchbach empfängt mich an der Tür, herzlich und stilvoll. Was für ein Aristokrat, denke ich. Nach einer kurzen Begrüßung mit seiner Frau und einem Blick in den „gelben Salon“ gehen wir langsam die Treppe hinauf. „*Sie müssen entschuldigen, das Treppensteigen fällt mir schwer*“, sagt er. Kein weiteres Wort über den Schenkelhalsbruch und andere körperliche Beschwerden, von denen ich später erfahre.

Der Raum, den wir betreten, hat eine eigentümliche Atmosphäre. Er ist sparsam möbliert. Ein Regal mit Büchern, vor dem Fenster eine Liege und gegenüber eine kleine Sitzecke mit zierlichem Tisch und zwei Sesseln. Der Tisch ist liebevoll mit einem edlen Teeservice gedeckt. Erst als wir sitzen, merke ich, was mich anfangs befremdet hat: der freie Raum in der Mitte des Zimmers. Es ist so, als warte er darauf, gefüllt zu werden.

„*Dies ist der Ort meiner Gottesbegegnung*“, sagt mein Gastgeber. Ich staune, wie schnell er „zur Sache“ kommt. Kein kritisches Abtasten seines Gegenübers, keine Nachfrage, warum ich gekommen bin, kein freundlich vorgetäushtes oder ehrlich gemeintes Interesse an meinem

Wunsch, ihn zu treffen. Er behandelt mich wie jemanden, den er schon lange kennt.

Er beginnt zu erzählen, assoziativ und spontan, ohne erkennbare Chronologie oder Systematik. Es sind einzelne Erlebnisse, von denen er berichtet: gemeinsame Erfahrungen mit seinen Freunden Govind, Ananda oder Mehdi, staunende Eindrücke aus der Welt der Religionen in Indien, Pakistan oder Japan. Viele Orte sind mir fremd – Bathroi, Takamori, Pisselberg, andere wie Puri, Cochin oder Kandy lassen eigene Erfahrungen anklingen. Ich versuche, sie einzubringen, komme aber über Andeutungen nicht hinaus. Hat Reinhard von Kirchbach sie überhaupt gehört? Er zeigt mir ein selbstgezeichnetes Diagramm. „*Das ist meine Sicht der Dinge*“, sagt er, „*inspiriert von Teilhard de Chardin*“. Ich werde hineingezogen in seine Gedankenwelt. Ich lasse es geschehen, mit zunehmender Faszination. Meine anfängliche Scheu und Irritation ist verflogen.

Er liest mir ein Gebet vor. „*Ich habe es gestern in meiner täglichen Meditation aufgeschrieben*“, fügt er einleitend hinzu. Es ist wie ein Gedicht. Worte, die über sich hinausweisen. Bilder, die für sich selbst sprechen. Ich spüre beides, eine tiefe Sehnsucht und eine große Gewissheit. Ich fühle mich hineingenommen in sein Gespräch mit Gott. Aus dem Gebet „von gestern“ wird ein Reden in der Gegenwart Gottes, Lobpreis und Anbetung.

Wir schweigen. Es ist Zeit zu gehen. R. von Kirchbach überreicht mir ein kleines gelbes Heft: „*Ein Projekt zum interreligiösen Dialog*“, in deutscher und englischer Sprache<sup>1</sup>. „*Damit Sie wissen, wie alles anfing*“, sagt er. Und dann fügt er in überraschend nüchternem Ton hinzu: „*Wir sind seitdem ein weites Stück gegangen. Es sind beglückende Erfahrungen für mich. Ich möchte andere daran teilhaben lassen, aber ich weiß nicht wie. Vielleicht haben Sie eine Idee.*“

---

<sup>1</sup> Das Heft skizziert in prägnanter Kürze die beabsichtigten Ziele und Formen des Dialogs; die deutschsprachige Ausgabe enthält als Anhang einige Meditationen von R. von Kirchbach, ursprünglich datiert von „Weihnachten 1978“, 13 S. [im Original; in diesem Band S.].

Wir gehen die Treppe hinunter. Erst jetzt merke ich, wie still es im Haus ist. Kein Klingeln des Telefons, kein störendes Geräusch. Frau von Kirchbach empfängt uns in der Diele. Ich bedanke mich bei ihr für den Tee. R. von Kirchbach verabschiedet mich mit einem Segen und dem Kreuzeszeichen auf der Stirn.

Nach einigen Wochen schreibe ich ihm. Ich benutze das offizielle Briefpapier des Missionszentrums. Ich will ihn daran erinnern, mit wem er es zu tun hat. Ich ermutige ihn zu einem Erfahrungsbericht für die „Nordelbischen Stimmen“ oder für eine Serie unter dem Titel „My Pilgrimage as a Christian“ in einer renommierten englischsprachigen Zeitschrift. Ich schlage ihm eine gemeinsame Tagung vor und weise auf einen Vikarskurs hin, der sich auf eine Indienreise vorbereitet. Als Anlage füge ich ein Konzeptpapier aus der Islam-Kommission der EKD, in der ich mitarbeite, bei. Der Text reflektiert die christlich-theologische Position im Verhältnis zu anderen Religionen.

Schon nach wenigen Tagen erhalte ich eine Antwort. „Ja, lassen Sie uns auf den von Ihnen vorgeschlagenen Wegen entschlossene und kräftige Schritte tun“, schreibt er. Reinhard von Kirchbach ist bereit zu „Tagungen und Rüstzeiten“ und zu einer Begegnung mit der Vikarsgruppe. Anstelle eines Erfahrungsberichts bevorzugt er ein Interview. Den Textentwurf der Islam-Kommission kommentiert er mit den Worten: *„Ich empfinde die Ausführungen so benachbart zu meinen Gedanken, dass ich mir gemeinsame, cooperative Aktionen nicht nur vorstellen kann, sondern dass ich sie mir als sehr sinnvolle und weiterführende Maßnahmen wünschen möchte“*<sup>2</sup>. Er bietet ein „Korreferat“ im Rahmen einer Tagung an. Als Anlage liegt dem Brief die umfangreiche Dokumentation zum 14. interreligiösen Dialog in Pisselberg mit der handschriftlichen Bemerkung bei: *„Ich lege dieses Tagebuch in Ihre Hände, lieber Bruder Wietzke, mit großer Dankbarkeit für unser Gespräch in Altenhof am 8.12.1995, Ihr Reinhard Kirchbach“*.

Ich bin beschämt. Wer hat hier wem zu danken? Dank für ein Gespräch? Ich war doch nur ein stiller Zuhörer. Ich frage mich: Ist von Kirchbach

---

<sup>2</sup> Maschinenschriftlicher Brief vom 28.1.1996.

ein einsamer Mann? Gibt es wirklich nur wenige, die ihm zuhören? Ich werde immer neugieriger, mehr von ihm zu erfahren.

Wir verabreden ein gemeinsames „Seminar“ in Breklum. Es kommen etwa 20 Interessierte, langjährige Weggefährten, die unter der Kanzel von Reinhard von Kirchbach gesessen oder am Dialog in Wulfshagen und Pisselberg teilgenommen haben. Andere werden vom Thema „Zusammenleben im Glauben“ angezogen. Im Mittelpunkt stehen Texte aus der Bibel und aus heiligen Schriften anderer Religionen. Wir horchen in sie hinein, lassen sie auf uns wirken, schweigend und betend. Von Kirchbach berichtet von Erfahrungen im Dialog mit Menschen anderer Religionen und Weltanschauungen. Er verschweigt nicht die Schwierigkeiten und Spannungen, die es immer wieder gegeben hat, aber letztlich erfährt er die Dialoge als „*ein Zusammenleben im Licht der Kraft Gottes*“, immer wieder hingeführt zur „*innersten Mitte aller Dinge*“<sup>3</sup>. Auch in einem Wort Buddhas oder einer Sure des Koran hört er die Stimme Gottes, die Stimme des Vaters, die ihm durch die biblischen Worte vertraut ist. Es ist erstaunlich, wie es R. von Kirchbach gelingt, auch uns ein Stück weit auf diesem Weg mitzunehmen. Seine Meditationen und Gebete berühren unsere eigenen Sehnsüchte nach Glaubensgewissheit und Gottesnähe. Eine Teilnehmerin sagt: „Ich gehe anders nach Hause, als ich gekommen bin“<sup>4</sup>.

In Vorbereitung auf das Treffen in Breklum hatte Reinhard von Kirchbach einen Erfahrungsbericht „*aus dem Zusammenleben von Männern und Frauen aus dem Hinduismus, dem Buddhismus, dem Islam und dem Christentum in den Jahren 1980 bis 1995*“ zusammengestellt. In seinem Begleitbrief spricht er von seiner Freude, dass dieser Bericht „*noch zu einem Abschluss gekommen ist*“<sup>5</sup>. Er spürt, dass seine Kräfte nachlassen. Quälende Schmerzen in der Wirbelsäule werden zu seinem ständigen Begleiter. Das Reisen wird ihm immer beschwerlicher. Ich bin froh, dass wir die zwei Tage mit ihm in Breklum erleben können. Wir veröffentli-

<sup>3</sup> Frank Kürschner-Pelkmann, Abenteuerliche Begegnungen mit anderen Religionen, in: Nordelbische Kirchenzeitung vom 14.2.1997, S. 7.

<sup>4</sup> Frank Kürschner-Pelkmann, Die Mitte aller Dinge (Bericht von einer Tagung in Breklum), in: nordelbische mission 2/97, S. 23.

<sup>5</sup> Handschriftlicher Brief, undatiert (Ende November 1996).

chen seinen Erfahrungsbericht in den „Blauen Mappen“ des NMZ unter dem von ihm gewählten Titel *„Vom Zusammenleben des Unterschiedenen – Verschlussene Türen – Offener Weg“*<sup>6</sup>. Er selbst reflektiert die Breklumer Tagung in einem Papier *„Zum Verlauf von Tagungen, die sich auf ein hörendes Beten einlassen wollen“*<sup>7</sup>. Er formuliert noch einmal, wovon er zutiefst überzeugt ist: *„Wir alle sind miteinander eingeladen in den Horizont einer Zusammengehörigkeit hineinzuwachsen, in die Gott die Menschen der Erde einer Zukunft entgegenführt...“*<sup>8</sup>.

Kurz darauf erfahre ich, dass der Rat der EKD sich nicht imstande sah, die theologische Positionsbestimmung der Islam-Kommission, die von Kirchbach zustimmend kommentiert hatte, zu akzeptieren<sup>9</sup>. Ich zögere, diese Information an von Kirchbach weiterzugeben. Ich möchte ihm die Enttäuschung ersparen.

Der letzte Brief, den ich von ihm erhalte, ist ein persönlicher Gruß mit zwei Meditationen zu Weihnachten 1997. Er unterschreibt ihn mit den Worten: *„Immer, wie am Anfang, Ihr Reinhard Kirchbach“*.

#### Nachlass – oder: Wie wir Reinhard von Kirchbach begegnen können

R. von Kirchbach hat viel geschrieben. *„Ich musste schreiben, weil es der Mechanismus der Verarbeitung dessen war, was ich in meiner Welt vorfinde“*, sagt er in einem Gespräch mit seinem Sohn Friedrich.<sup>10</sup>

---

<sup>6</sup> Untertitel: Ein Bericht von Reinhard von Kirchbach, Breklumer Vorträge (3), Februar 1997.

<sup>7</sup> Untertitel: Ein Vorschlag, Februar 1997, 4 S.

<sup>8</sup> Ebd., S. 2.

<sup>9</sup> Später erscheint ein theologisch sehr viel zurückhaltender Text in der Handreichung des Rates zum *„Zusammenleben mit Muslimen in Deutschland“*, Gütersloh 2000, S. 25-30.

<sup>10</sup> Gespräch zu Reinhard's Schriften und theologischen Grundorientierungen, undatiert, Anhang zu einer *„Chronologischen Aufstellung“* zum Leben von R. von Kirchbach, S. 15-17.

Wenige Monate nach seinem Tod erinnert Benita von Kirchbach daran, dass es ein „großer Wunsch“ ihres Mannes war, seine „gebetsähnlichen Texte“ zu veröffentlichen, um sie einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen. Schon ein Jahr später erscheint eine Sammlung meditativer Gebete, die von Kirchbach in den Jahren 1995 – 97 verfasst hat<sup>11</sup>. Das Buch bietet einen tiefen Einblick in sein geistliches Ringen, ist aber nur ein kleiner Ausschnitt seines umfangreichen Nachlasses. Es gibt insgesamt 15 maschinenschriftliche Sammelbände mit vergleichbaren Texten, darüber hinaus eine Fülle kleinerer Schriften, Reden und Vorträge, eine umfangreiche Sammlung seiner Predigten sowie ausführliche Dokumentationen und Tagebuchaufzeichnungen der interreligiösen Dialoge. Viele von ihnen sind in meinem Besitz, ein dankbar entgegengenommenes Geschenk von Christa Wulf. Weitere hilfreiche Materialien hat mir Michael Möbius, der langjährige Freund und Begleiter von Reinhard von Kirchbach, bereitwillig zur Verfügung gestellt.

Wer sich der Gedanken- und Glaubenswelt von Kirchbachs nähern will, muss sich in seine Gebete und Meditationen vertiefen. Sie haben einen unverkennbar eigenen, nicht leicht zugänglichen Stil, obwohl ihre Sprache schlicht und bildreich ist. Sie versperren sich einem schnellen Lesen. Man kann sie eigentlich nur meditieren oder nachbeten. Ich habe selbst erfahren, dass sich die Texte im Gebet in viel tieferer Weise erschließen als bei der Lektüre am Schreibtisch.

Reinhard von Kirchbach nennt seine Aufzeichnungen „*spirituelle Spiegelungen*“<sup>12</sup>. Es sind nicht Reflexionen über den Glauben als vielmehr Erfahrungen des Glaubens, Zeugnisse von Glaubensbegegnungen, Zwiegespräche mit Gott, Bekenntnisse, oft auch direkte Gottesrede an uns Menschen. Von Kirchbach wagt es, aus der Perspektive Gottes zu sprechen. Manche Texte erinnern an die Direktheit und Vollmacht der Gottesrede bei den Propheten und bei Jesus. „*Sie sind in einer Sprache und mit Worten niedergeschrieben, so wie sie sich bei mir einfanden*“,

---

<sup>11</sup> Im Strom göttlichen Wirkens, Kiel 1999, mit Nachwort von Knut Kammholz und Geleitwort von Hans Christian Knuth.

<sup>12</sup> Ein Arbeitspapier und ein Bericht aus meiner Arbeit im inter-religiösen Dialog nach dem Altenhöfer Modell, Vortrag vor Pröpste-Konvent in Schleswig am 8.1.1993 und Pastoren-Konvent für die Propstei Schleswig am 13.1.1993, S. 4.

sagt Reinhard von Kirchbach<sup>13</sup>. Dabei bleibt immer deutlich, wer hier redet. Wenn Gott selbst spricht, verwendet von Kirchbach eine konsequente Großschreibung.

Gottesrede, Gebete oder Glaubenszeugnisse gebieten Ehrfurcht. Darf man sie hinterfragen und analysieren? Sie sind zutiefst existentiell und persönlich. Darf man sie auf die Lebenssituationen des Autors abklopfen und sie biografisch oder theologisch einzuordnen versuchen? Von Kirchbach ist äußerst sparsam mit Hinweisen auf die Situationen, in denen die einzelnen Gebetstexte entstanden sind, und auf seine theologischen Lehrer oder andere, die ihn inspiriert haben, verweist er nur selten. Er wünscht sich Leser, die mit „*aufmerksamen Herzen*“ hören<sup>14</sup> und nicht mit theologischer Elle messen. Glaubenserfahrungen und Gebete kann man eigentlich nicht „beurteilen“. Was also wollen wir? Warum ein Buch über Reinhard von Kirchbach? Warum lassen wir seine Texte nicht einfach auf uns wirken – dankbar dafür, dass wir sie haben?

### Anstöße – oder: Warum und wozu dieser Beitrag?

Reinhard von Kirchbach war ein höchst sensibler, in sich selbst hinein-hörender, tief religiöser Mann, aber er war nicht der weltfremde „Heilige“, den viele in ihm sahen. Er hat politische und kulturelle Entwicklungen aufmerksam verfolgt, sich jedoch selten dazu geäußert<sup>15</sup>. Sie waren ihm wichtig, um die „Zeichen der Zeit“ zu erkennen. Sie waren aber nicht sein Thema.

R. von Kirchbach ist durch viele persönliche und familiäre Krisen gegangen, aber er hat selten darüber gesprochen. Er hat sie vor Gott gebracht und sie in seinen Gebeten verarbeitet. Es gebietet der Anstand, sie nicht auszubreiten. Nach außen erschien er als ein in sich gefestigter und in sich ruhender Mann, aber im Innern war er getrieben von einem ruhe-

---

<sup>13</sup> Vorwort zu „Im Strom...“ (Anm. 11), S. 5.

<sup>14</sup> Ebd., S. 7.

<sup>15</sup> So verweist er schon früh auf „das explosiv von beiden Seiten her wachsende neue Feindbild: Christentum-Islam“, in: Inter-religiöser Dialog in einer zunehmenden Konfliktsituation, Vortrag vor dem Pastorenkonvent des Kirchenkreises Eckernförde am 6.3.1991, S. 7.

losen Geist, immer auf der Suche nach dem, was hinter den vorfindlichen Dingen liegt. Sein Wissen um seine eigenen Unzulänglichkeiten und seine schneidend scharfe Selbstkritik stehen in einer frappierenden Spannung zu der Aura, die ihn umgab.

Er hat sich diese Aura des „Heiligen“ gefallen gelassen. Er hat akzeptiert, dass ihn manche wie einen „Guru“ verehrten, aber er hat auch unter der damit verbundenen Distanz gelitten. Von Kirchbach wollte kein Eremit sein, der sich mit seiner eigenen Gottessuche begnügt. Er hat sich immer die Zeit genommen, sich von den Geschäften des Alltags zurückzuziehen. Die täglichen Stunden der Stille, des Gebets und der Meditation waren für ihn unverzichtbar, auch als Gemeindepastor und Propst. In ihnen fand er die Kraft, aus der er lebte. Sie strahlte auf andere aus. Das spürte und wollte er. Er wollte andere „anstecken“ und sie mitnehmen auf seinem Weg der Gottessuche. Was er für sich selbst entdeckte, war ihm zu kostbar, um es für sich zu behalten. Er war ein leidenschaftlicher Prediger und Kommunikator. Über seine Glaubenserfahrungen redete er ohne Scheu. Er ließ sich bereitwillig von allen einladen, die daran teilhaben wollten, und auch ungefragt redete er über sie, wo immer sich die Gelegenheit dazu bot.

Das gilt besonders für seine letzte Lebensphase, für seine Erfahrungen im interreligiösen Dialog. In einem Zeitungsinterview anlässlich seines achtzigsten Geburtstags sagt er unmissverständlich, was er sich wünscht: *„Möglichst viel, was sich an veränderter Sehweise ergeben hat, an viele Kreise weiterzugeben“*<sup>16</sup>. Vor dem Präpste- und Pastorenkonvent in Schleswig 1983 regt er an, sich in Propsteien, Gemeinden oder auf einer Klausurtagung mit den Fragen des interreligiösen Dialogs zu beschäftigen. Er bietet seine Mitarbeit an, und darüber hinausgehend fügt er hinzu: *„Ich selber suche Brüder und Schwestern“*<sup>17</sup>, die bereit sind, mit mir

---

<sup>16</sup> S. Karkosse-Schwarz, „Du musst die Stimme des anderen in dir hören“, in: Eckernförder Nachrichten vom 13.5.1993.

<sup>17</sup> R. von Kirchbach hat „Schwestern“ gleichermaßen im Blick wie „Brüder“. Es ist auch eine auffallend große Zahl von Frauen, die sich von seinem Glauben und Denken angezogen fühlen. Er verwendet aber keineswegs eine gendergerechte Sprache. Wenn er von anderen spricht – Frauen und Männern – benutzt er am häufigsten den Begriff „der Nächste“ in maskuliner Form.

*auf dieser Spur weiter zu gehen, zu beten, zu denken und sich selbst einzusetzen*<sup>18</sup>.

Die Resonanz auf sein Angebot und seine Einladung bleibt gering. *„Ich bin wie einer, der unten im Brunnenschacht arbeitet und lauter schöne Dinge auf den Brunnenrand legt, die keiner abholt“*, sagt er in dem Gespräch mit seinem Sohn<sup>19</sup>. Aber er lässt sich nicht entmutigen. Auf sein Betreiben werden bei den folgenden Dialogen in Wulfshagen 1994 und in Pisselberg 1995 Gäste eingeladen. *„Wir selbst möchten nach der Anlaufzeit von etwa 15 Jahren jetzt zu einer Art von ‚Anlegeplatz‘ für solche werden, die sich mit uns allen als bleibende Anfänger ohne fixierbares Gelände einer Begegnung und Unmittelbarkeit aussetzen, für deren Weite, Höhe und Tiefe wir noch keine Sprache haben“*, heißt es in der Anlage zum Einladungsschreiben von Januar 1994.

Auch wenn Reinhard von Kirchbach rückblickend diese Öffnung als durchaus ambivalent empfindet – weil sich Dialoge dieser Art *„einer Vorführung“*<sup>20</sup> entziehen – plädiert er weiterhin dafür, dass sich jeder *„in seinem eigenen Umfeld“* darum bemühen sollte, *„unsere leitenden Prinzipien zu realisieren“*<sup>21</sup>. Zweifellos sind es auch gesundheitliche Gründe, die von Kirchbach zu der Überzeugung kommen lassen, dass das „Altenhof Experiment“ in seiner bisherigen Form zu einem Ende gekommen ist. *„Ich meine nicht, dass ich noch regelmäßig (an Veranstaltungen) in Übersee teilnehmen kann“*, erklärt er am Ende des Dialogs in Pisselberg, aber er sagt es, wie mir scheint, ohne Bedauern. Gegen alles Drängen von Govind und Ananda hält er die Treffen der „core group“ nur noch *„von Zeit zu Zeit“* für notwendig. Geradezu apodiktisch erklärt

---

<sup>18</sup> Ein Arbeitspapier... (Anm. 12), S. 1.

<sup>19</sup> Gespräch zu... (Anm. 10), S. 15.

<sup>20</sup> Vom Zusammenleben differenten Glaubens im Erfahrungshorizont der zusammenwachsenden einen Welt, Untertitel: Eine grundlegende Auskunft zum interreligiösen Dialog nach dem Altenhöfer Modell, August 1996, S. 4.

<sup>21</sup> The 14th Interreligious Dialogue of Living together of followers of various Religions from 26th August – 10th September 1995 at Pisselberg, Germany; Diary by Olande Ananda; Zitat R. von Kirchbach, S. 42 (eigene Übersetzung).

er: „Nächstes Jahr wird es nicht einen zentralen Dialog wie diesen geben, sondern wir werden versuchen, dezentrale Dialoge zu haben“<sup>22</sup>.

Reinhard von Kirchbach meint es ernst mit seinem Anliegen, die Erfahrungen, die er im kleinen Kreis seiner Freunde gemacht hat, an möglichst viele weiter zu geben. Das bleibt sein großer Wunsch bis in die letzten Jahre seines Lebens, und es ist zweifellos in seinem Sinne, wenn wir seinen Erfahrungsschatz erneut in Erinnerung rufen. Er enthält Einsichten von bleibender Relevanz. Sie festzuhalten, weiterzugeben und für die eigene Positionsfindung im immer wichtiger werdenden Dialog der Religionen und Kulturen zu nutzen, ist Sinn und Zweck dieses Beitrags und dieser Publikation.

R. von Kirchbach will andere zu einer vergleichbaren spirituellen Sinn-suche animieren, aber er will keine unkritischen Epigonen. Er ist zutiefst davon überzeugt, dass jede und jeder ihren und seinen eigenen Weg finden muss. Dazu will er ermutigen und anleiten. Wer immer sich einstimmen kann auf seine geistliche Reise, ist eingeladen mitzugehen und mitzubeten. Aber er weiß selbst, wie schwer es ist. In einer Meditation aus dem Jahr 1987 heißt es:

*„Wenn dir die Sinne schwinden, ...  
wenn andere an dir vorübergehen,  
als wärest du Luft,  
oder fassungslos dich freundlich  
verachten,  
wenn sie dir drohen  
und dich des Abfalls zeihen,  
fürchte dich nicht.  
ICH bleibe bei dir.“<sup>23</sup>*

Von Kirchbach leidet unter dem Desinteresse und den Verdächtigungen mancher seiner Mitmenschen. Und er leidet an seinen eigenen Anfech-

---

<sup>22</sup> Ebd., S. 43.

<sup>23</sup> „Spiegelungen des Glaubens“, Aufzeichnungen zum 7. inter-religiösen Dialog vom 5. April 1987 bis zum 1. Mai 1987 im Hause Sheikh M. Rashid's... in Bathroi, Pakistan, S. 34f.

tungen und Zweifeln. Aber gerade deshalb kann er akzeptieren, dass nur wenige nachvollziehen können, wovon und wie er spricht.

Nach dem Seminar in Breklum reflektiert M. Möbius die Schwierigkeit, den Ausführungen von R. von Kirchbach „zu folgen, sich zu konzentrieren und überhaupt noch etwas Hilfreiches zu erwarten“, und er weist darauf hin, wie „hilfreich“ es ist, „wenn von Kirchbach (auf Aufforderung) erzählt, in welchen Situationen seines bewegten Lebens sie entstanden sind“<sup>24</sup>. M. Möbius bietet solche „Episoden, die ich miterlebt habe oder an die mich Texte erinnern“ an, und R. von Kirchbach stimmt dem ohne Einschränkung zu. *„Ich empfinde mich sehr geborgen und erkannt in dem, was du schreibst und sagst“*, antwortete er ihm in einem Brief vom 6.2.1997.

Diese Offenheit Reinhard von Kirchbachs im Umgang mit seinem literarischen Nachlass legitimiert auch uns, die Kontexte seiner Ausführungen wo immer möglich aufzuspüren und die Entwicklungen seines Denkens nachzuzeichnen. Die oben genannten Bedenken bleiben, aber solche Hintergrundinformationen können als Verstehenshilfe dienen, dem Glauben, Denken und Leben R. von Kirchbachs nachzuspüren. Das schließt auch den Versuch ein, sein Lebenswerk theologisch zu deuten. R. von Kirchbach war ein leidenschaftlicher Theologe, ein mit den biblischen Urtexten arbeitender Exeget und ein versierter Kenner der christlichen Dogmengeschichte. Er wollte aber nie ein Systematiker sein. So hat er es immer abgelehnt, sein Kirchen- oder Missionsverständnis systematisch zu entfalten oder eine „Theologie der Religionen“ zu konzipieren. Er blieb zeitlebens ein theologischer Grenzgänger, allein der Stimme Gottes und ihrer Wegweisung verpflichtet. Seine Theologie ist doxologisch. Der Geist Gottes wird in ihr nicht dogmatisch gezähmt.

Reinhard von Kirchbach hat sich damit angreifbar gemacht. Er hat sich dem Häresieverdacht ausgesetzt. Zu einer Würdigung seines Vermächtnisses gehört daher auch die Frage, ob und wo er möglicherweise biblisch-theologische Grenzen überschritten hat. Wir wollen dieser

---

<sup>24</sup> Was hat Reinhard von Kirchbach unserer Kirche zu geben?, maschinenschriftlicher Bericht vom 28.1.1997, S. 2.

schwierigen Frage nicht ausweichen, wissend um die Subjektivität in der eigenen theologischen Urteilsbildung und in dem nötigen Respekt vor dem Glaubensweg eines anderen.

### Grundpositionen – oder: Was Reinhard von Kirchbach geglaubt hat

Am 11. Juli 1976 hält von Kirchbach seine Abschiedspredigt als Propst von Schleswig. Er hat eine Postkarte mit einem Gemälde von Emil Nolde dabei: Der große Gärtner. Nach einer kurzen Beschreibung des Bildes fährt er fort: *„Als ich mir überlegte, was für einen Predigttext ich für diesen Sonntag wählen sollte, dachte ich, es müsste ein sehr einfacher, tiefer, mitgehender Text oder Ausdruck sein, in dem die zehn zurückliegenden Jahre zusammengefasst sein können und für uns alle der Weg weiter.“* Er entscheidet sich für zwei Verse aus Psalm 27, dem Eingangspsalme dieses 4. Sonntags nach Trinitatis:

Der Herr ist mein Licht und mein Heil;  
vor wem sollte ich mich fürchten?  
Der Herr ist meines Lebens Kraft;  
vor wem sollte mir grauen? (Vers 1)  
Mein Herz hält Dir vor Dein Wort:  
„Ihr sollt mein Antlitz suchen.“  
Darum suche ich, Herr, Dein Antlitz. (Vers 8)

R. von Kirchbach nennt es eine *„autobiographische Notiz“*, dass er für seine Abschiedspredigt *„das Evangelium vom Angesicht Gottes“* wählt. Die Suche nach Gott, das immer neue Bemühen, das Wesen Gottes zu ergründen und sich von dem *„EINEN und EINZIGEN“* ergreifen zu lassen, ist das zentrale Anliegen seines Glaubens und seiner Theologie. Er benutzt dafür verschiedene Metaphern und Bilder wie etwa *„das Antlitz Gottes schauen“*, *„sich den neuen Blick schenken lassen“*, *„zum Vater heimkehren“*, aber letztlich kreisen sie alle um dasselbe Thema. Von Kirchbach ist sich dessen bewusst. Für ihn kann es gar nicht anders sein. Mit der Frage nach Gott ist der Mensch nie fertig. In einer Meditation heißt es:

*„Ich schäme mich nicht, dass es immer  
das Gleiche ist, was ich sage.  
Denn es ist immer auch anders.  
Ich merke es daran,  
dass ich neue Landschaften entdecke.  
In allem bist Du gegenwärtig.“<sup>25</sup>*

Reinhard von Kirchbach hat in beeindruckender Konsequenz und Kontinuität an diesem einen Thema festgehalten. Über mehrere Jahrzehnte hat er immer wieder neu die „Landschaften“ der göttlichen Selbstoffenbarung durchwandert, in die biblischen Zeugnisse und in sich selbst hineingehört, um die Stimme Gottes wahrzunehmen. Er ist dabei durch tiefe Täler und dunkle Nächte gegangen. Er hat darunter gelitten, wie fern und unverständlich ihm oft die Stimme Gottes war, aber an der Existenz und Realität Gottes hat er nie gezweifelt<sup>26</sup>. Immer wieder beklagte er unser Unvermögen, „zu hören und zu sehen“, aber er ist sich gewiß:

*„Gott ist nicht tot.  
Wir lügen,  
wenn wir meinen, unsere Welt wäre sich  
selbst überlassen...  
Wir lügen,  
wenn wir meinen, wir hätten ein Recht  
stehen zu bleiben.  
Denn Gott will seine Schöpfung vollenden.“<sup>27</sup>*

---

<sup>25</sup> „Der Tausch“, aufgeschrieben von Reinhard v. Kirchbach, undatierte Textsammlung (vermutlich Anfang der 70iger Jahre), S. 64.

<sup>26</sup> Ich habe nur eine Stelle in seinen vielen Schriften gefunden, in der ein solcher Zweifel anklingt, nämlich in seinen Aufzeichnungen in Jerusalem 1960. Er wartet sehnsüchtig auf das „Wort, das Du für uns hast, für unsere Zeit,“ und in das Schweigen Gottes hinein fragt er: „Gibt es Dich nicht?“ in: Jerusalem, Herbst 1960, S. 23

<sup>27</sup> Ebd., S. 50.

*Gott – „der große Gärtner“*

Wir kommen zurück zur Abschiedspredigt von Reinhard von Kirchbach in Schleswig. In dem Gemälde von Nolde ist hinter einer üppigen Landschaft von Bäumen oder Blumen ein großes Gesicht zu erkennen – schemenhaft aber doch deutlich. Für R. von Kirchbach ist es das „*Antlitz Gottes*“, in dem „*alle Fülle des Lichtes*“ und „*alle Energie für diese große Welt*“ wohnt. Die Bäume und Blumen strecken sich „wie Flammen“ diesem Licht entgegen, und das Angesicht beugt sich ihnen „mit einer unendlichen Kraft der Zuwendung“ zu. In diesem Bild erkennt von Kirchbach sein eigenes Gottesbild wieder. „*Der große Gärtner*“, der in „*einer Zartheit der Hände*“ das Universum und alles Leben in ihm schafft und der „*jeden von uns, der doch auch wieder ein Universum ist*“, liebevoll ansieht.

Dieses Bild, so scheint mir, spricht R. von Kirchbach so an, weil es zwei Aspekte seines Gottesverständnisses enthält, die in unterschiedliche Richtungen weisen, die er aber unbedingt zusammenhalten möchte. Wir können sie zum einen den kosmisch-universalen und zum anderen den persönlich-individuellen Aspekt nennen.

Reinhard von Kirchbach glaubt Gott, den Schöpfer. Er ist es, der Materie und Geist, das ganze Universum in seiner unbegreifbaren Komplexität, ins Sein gerufen hat und in einem ständig fortschreitenden, evolutiven Schöpfungsprozess seiner Vollendung entgegenführt. Schon Anfang der sechziger Jahre lässt von Kirchbach Gott sagen:

*„MEINE Fülle hat den Weltraum  
umstellt.  
Überall durchdringt mein Reich  
diese Welt,  
als wäre sie nur ein kleiner Ball  
aus durchsichtigem Kristall.“<sup>28</sup>*

---

<sup>28</sup> Reinhard v. Kirchbach, „Der Aufbruch“, undatierte Textsammlung (vermutlich 1962 in den Alverner Bergen geschrieben). S. 65.

Und später heißt es:

*„Dieses sollst du sagen,  
dass das Universum nicht allein gelassen ist,  
dass ich daran baue  
und es erschaffe  
zu einem immer größeren Gefüge  
voll von Werden  
und Versinken...  
Der größte Teil dessen, was vor Mir ist,  
liegt jenseits des Horizontes,  
der vor euren Augen liegt.“<sup>29</sup>*

Für von Kirchbach ist der Offenbarungsraum Gottes nichts weniger als die unendliche Weite des Universums und die unergründbare Tiefe der Geschichte. Er nimmt es ernst, dass die Bibel von „Äonen“ spricht, durch die Gott *„in riesigen Zeitschritten voranschreitet“*<sup>30</sup>. In der für uns undurchsichtigen Komplexität des Weltraumes und der Geschichte ist nichts dem Zufall überlassen. Hinter ihr gibt es einen großen *„Organisationsplan Gottes mit einem ganz bestimmten Ziel“*<sup>31</sup>.

R. von Kirchbach hat immer wieder versucht, diesen *„Organisationsplan Gottes“* in Graphiken und Diagrammen darzustellen<sup>32</sup>. Er ist davon überzeugt, dass hinter allem Weltgeschehen eine *„schöpferisch evolutive Zentrationsenergie Gottes“* erkennbar ist, die seit Beginn der Schöpfung *„ununterbrochen und überall wirksam“* ist<sup>33</sup>. Hier zeigt sich, wie stark

---

<sup>29</sup> Reinhard v. Kirchbach, WAS SOLL MEINE ARBEIT SEIN? (Aber es ist nicht meine Arbeit), Altenhof, Mai 1988, S. 101.

<sup>30</sup> Predigt zu 1. Kor. 2, 6-12 am 18.1.1976, S. 2.

<sup>31</sup> Ebd., S. 3.

<sup>32</sup> Eine Sammlung solcher Skizzen findet sich im Anhang zu „Die Christenheit auf der Suche nach ihrem Platz im Zusammenleben mit anderen Religionen und Weltanschauungen“, April 1994; auch der Vortrag vor dem Pröpste- und Pastoren-Konvent im Januar 1993 enthält mehrere Diagramme, Ein Arbeitspapier... (Anm. 12).

<sup>33</sup> „Als Anfang einer kleinen Zusammenstellung“, Ostern 1990, Diagramm; übernommen in: Ein Arbeitspapier... (Anm. 12), S. 16.

von Kirchbach inhaltlich und auch sprachlich von Teilhard de Chardin geprägt ist. Wir werden später noch einmal darauf zurückkommen.

Neben dieser Vorstellung von der „*ubiquitären Wirksamkeit Gottes*“<sup>34</sup> ist es für R. von Kirchbach eine unerschütterliche Gewissheit, dass Gott den einzelnen Menschen sucht und dass er ihm nahe ist. „Der große Gärtner“, der die Weltgeschichte lenkt, ist zugleich der, der sich zu jedem Einzelnen liebevoll herabbeugt. Lange bevor sich die Menschen auf die Suche nach Gott machen, hat Gott die Menschen gesucht und ihnen versichert: „*ICH möchte mit dir zusammenleben. Und ich sage das nicht nur so, sondern Ich meine es auch so. Ich will mit dir ohne Unterlass zusammenleben*“<sup>35</sup>. Damit erfüllt sich die große „*Sehnsucht*“ des Menschen. In Gott findet er ein verlässliches Gegenüber, „*endlich*“ findet er den „*Partner, der nicht mehr zurückweicht und der niemals ausfällt*“<sup>36</sup>.

Es gibt bewegende Predigten von R. von Kirchbach zu den Gleichnissen vom „*Verlorenen*“ in Lukas 15. Er nimmt das Bild vom verlorenen Schaf auf und spricht in der Ich-Form. Ob das nur eine rhetorische Sprachform ist oder persönlich-biographisch gemeint ist, wird nicht deutlich. Beides ist möglich. „*Ich habe mich wie dieses Schaf plötzlich alleingelassen gefühlt*“, sagt er. „*Ich weiß gar nicht, wie es dazu kam. Ich bin meines Weges gegangen, aber plötzlich fand ich mich völlig verlassen vor, ohne Partner. Meine Hilferufe schien niemand zu hören. Alle Versuche, Anschluss zu finden wieder an andere Menschen, an eine Herde, an meine Herde oder diesen Hirten, der mich weidet, der mich weiden könnte, alle Versuche Ihn wiederzufinden, sind gescheitert. Die Lösungsversuche, die ich unternahm, sind immer mehr in die Verwirrung gegangen, in die Ratlosigkeit und schließlich in eine tiefe Lähmung dessen, was mein ganzes Leben ausmacht, ... die Resignation*“<sup>37</sup>.

Und dann der Umschwung: die Erfahrung, gefunden und angenommen zu werden; die Einsicht, dass „*Gott anders ist als der Gott der Theolo-*

---

<sup>34</sup> „Die Christenheit auf der Suche...“ (Anm. 32), S. 32.

<sup>35</sup> Predigt zu Gal. 2, 16-20 am 15.2.1976, S. 3.

<sup>36</sup> Abschiedspredigt zu Ps. 27, 1 + 8 am 11.7.1976, S. 2.

<sup>37</sup> Wochenschlussandacht zu Lk. 15, 1-10 am 3.7.1976, S. 2.

gen und der Pharisäer. Er freut sich auf die, die nicht weiterwissen“<sup>38</sup>. R. von Kirchbach empfindet die Überschriften für die Gleichnisse in Lukas 15 der Lutherbibel als unpassend. Hier geht es nicht um das Verlorene oder die Verlorenen, sondern um eine „Aussage über die Art Gottes“<sup>39</sup>. Gott freut sich über das Wiedergefundene. Der Vater läuft – „eigentlich kaum vorstellbar für einen Orientalen“ – dem heimkehrenden Sohn entgegen. Er hält ihm keine „Standpauke“. „Er belästigt ihn nicht mit Fragen.“ Stattdessen bereitet er ihm ein Festmahl. So groß ist die Freude Gottes. Das ist das eigentliche Thema dieser Gleichnisse. Und zu dem älteren Sohn sagt er: „Nimm Teil an dem Fest. Ich lade dich ein, dass du dich freust und teilnimmst an einer unausdenkbaren Freude; du, der du meinstest, du könntest nie mehr fröhlich sein“.<sup>40</sup>

Als Reinhard von Kirchbach am 15.6.1975 die erste von drei Predigten zu Lukas 15, 11 – 32 im Schleswiger Dom hält, findet gleichzeitig der Abschlussgottesdienst des Kirchentages in Frankfurt unter dem Motto „In Ängsten – und siehe wir leben“ statt. Er versteht seine Predigt als Kommentar zu diesem Kirchentagsmotto. R. von Kirchbach ist sich der Ängste bewusst, mit denen wir Menschen leben, aber das Bild vom Vater, der den heimkehrenden Sohn mit Freuden aufnimmt, wird ihm zum Paradigma für die Güte Gottes, die uns von unseren Ängsten befreit. Gott wartet auf uns, und wer sich zu ihm auf den Weg macht, dem begegnet er mit Barmherzigkeit und Liebe.

R. von Kirchbach nennt die göttliche Liebe eine „Begegnungskraft“<sup>41</sup>. Sie drängt darauf, anderen zu begegnen und sich zu verschenken. In diesem Sinne kann von Kirchbach davon sprechen, dass Gott den Menschen „braucht“, um zu sich selbst zu kommen. Die Zuwendung Gottes zu den Menschen gewinnt somit eine Dringlichkeit, die andere Wirksamkeiten Gottes wie etwa „im pflanzlichen Bereich oder im Bereich der Steine oder der Atmosphäre des Weltraumes“ übersteigt, weil „Er unter

---

<sup>38</sup> Predigt zu Lk. 15, 1-10 am 4.7.1976, S. 1.

<sup>39</sup> Ebd., S. 3.

<sup>40</sup> Predigtzyklus zu Lk. 15, 11-32 vom 15.6. – 28.6.1975.

<sup>41</sup> Predigt zu 1. Joh. 5, 11-13 am 11.1.1976, S. 1.

*uns wirksam ist als Einer, der empfangen, bejaht und aufgenommen werden kann*<sup>42</sup>.

Reinhard von Kirchbach sieht folglich in der „*Anthropogenese*“, im Werden des Menschen, einen entscheidenden Entwicklungsschritt im großen Schöpfungsplan Gottes. Auch Gott will ein „*Gegenüber*“, dem er sich offenbaren kann und das empfänglich ist für seine Liebe. Indem der Mensch auf die Liebe Gottes antwortet, findet er zu seinem wahren Menschsein. „*Anthropogenese*“ ist ein fortlaufendes Geschehen. Sie ist nichts anderes, als immer tiefer hineingenommen zu werden in den „*Strom göttlichen Wirkens*“.

Dieser in allem gegenwärtige Gott begegnet R. von Kirchbach ganz konkret in der Gestalt des liebenden Vaters, „*in dem Antlitz Jesu*“<sup>43</sup>. Immer wieder reflektiert und meditiert er das „*Vaterunser*“, und „*Vater*“ wird ihm zur liebsten und am häufigsten gebrauchten Gebetsanrede. Das Psalmwort, das er für seine Abschiedspredigt auswählt, spiegelt sein tiefes Gottvertrauen und seinen Glauben an einen persönlichen Gott wider. Es liest sich wie ein neutestamentlicher Kommentar zu diesem Psalm, wenn R. von Kirchbach Gott sagen lässt:

*„Fürchte dich nicht.  
ICH will nicht verlassen,  
die Ich rief.  
Einmal verließ Ich den eigenen Sohn.  
Ein für alle Mal.  
Dies ist vorbei.  
Nun halte Ich dich,  
in Ihm.  
So hat es Meine Liebe gewollt.“*<sup>44</sup>

---

<sup>42</sup> Predigt zu 1. Kor. 4, 9-20 am 4.4.1976, S. 2.

<sup>43</sup> Wochenschlussandacht zu Jes. 55, 6-11 am 21.2.1976, S. 2.

<sup>44</sup> „Der Aufbruch“ (Anm. 28), S. 72.

Was von Kirchbach hier im Rückblick auf seine Erfahrungen im interreligiösen Dialog schreibt, hätte er auch schon vorher formulieren können. Wir müssen uns hüten, sein Glauben und Denken nur von seinem letzten Lebensabschnitt her zu interpretieren. Die „*unmittelbare Begegnung mit Gott*“ war schon sehr früh sein Lebensthema. Auch die Einsicht in die Grenzen der Theologie oder in die Enge unserer Frömmigkeit haben ihn schon während der Zeit im Pfarramt begleitet. Was aber faszinierend zu sehen ist, ist die Tatsache, dass er sich selbst und seinen Überzeugungen auch unter den ganz anderen Bedingungen des interreligiösen Dialogs treu bleibt. Er macht die Erfahrung der „*unmittelbaren Begegnung mit Gott*“ a u c h im Zusammenleben mit Menschen anderen Glaubens. Das ist aufregend und wegweisend genug. Wer hat das schon aufzuweisen?

Diese Erfahrung „*einer untrüglichen göttlichen Gegenwart*“<sup>127</sup> wird ihm im gemeinsamen Gebet und im gemeinsamen Schweigen vor Gott geschenkt. Daher stellt er programmatisch fest:

*„Der Platz, an dem der Christenheit Leben und Geist zukommt,  
ist das G e b e t d e s G l a u b e n s .  
Im Gebet findet sie auch ihren Platz im Zusammenleben mit  
anderen Religionen und Weltanschauungen.“*<sup>128</sup>

R. von Kirchbach schließt seine Aufzeichnungen zum 7. Dialog 1987 mit dem Gebet und der Bitte,

*„dass wir langsam zu dem Chor  
erwachen,  
in dem sich unsere Stimmen  
mit ihren Dissonanzen  
und mit ihren Harmonien  
zu dem Lobpreis erheben,  
den Du Dir selber erschaffen,  
erwählt und gesegnet hast.“*<sup>129</sup>

---

<sup>127</sup> Nachschrift eines Interviews ... (Anm. 105), S. 8 [im Original; in diesem Band S. 315].

<sup>128</sup> „Die Christenheit auf der Suche ...“ (Anm. 32), S. 12.

<sup>129</sup> „Spiegelungen des Glaubens“ (Anm. 23), S. 93.

Hierin liegt die Legitimität und Notwendigkeit des interreligiösen Dialogs. Im betenden Miteinander und im gemeinsamen Lobpreis Gottes findet er seine Begründung und sein Ziel.

*Mission – Zeugnis von dem „EINEN und EINZIGEN“*

Nachdem Reinhard von Kirchbach deutlich gemacht hat, dass er in den Menschen anderen Glaubens „Partner gleichen göttlichen Rechts“ sieht, stellt er sich selbst die Frage, „wie es von dieser Sicht aus mit dem großen Arbeitsfeld weitergehen soll, das wir unter dem Stichwort ‚Missionsarbeit‘ zusammenfassen“<sup>130</sup>. Er ist mit diesem Themenbereich durchaus vertraut. Schon als Gemeindepastor war er der Missionsbeauftragte seines Kirchenkreises, und in den Jahren 1971-76 gehörte er als Vertreter der Arbeitsgemeinschaft der Bibelgesellschaften der ersten Generalversammlung des Nordelbischen Missionszentrums an. Außerdem hat er viele Jahre im Ökumenausschuß und im Theologischen Beirat der Nordelbischen Kirche mitgearbeitet.

Wir haben schon darauf hingewiesen, dass R. von Kirchbach nur selten den Versuch unternimmt, seine Theologie zu „systematisieren“. Es fällt aber auf, dass er sich zum Thema „Mission“ nicht auf einzelne Hinweise beschränkt, sondern sie in einen systematischen Zusammenhang einordnet. Er spürt die theologische Spannung zwischen dem biblisch begründeten Sendungsauftrag und der ebenso biblisch bezeugten Gewissheit, dass Gott sich „den Heiden nicht unbezeugt gelassen“ hat. Diese Spannung ist nicht aufzulösen, sie verlangt aber nach einer systematischen Zuordnung. Es ist zu klären, was prioritär und was sekundär ist. Im Blick auf den Sendungsauftrag heißt das: Was ist der Ausgangspunkt und die Grundlage der Mission einerseits, und was ist die Umsetzung oder der „Modus“ der Mission – so der Begriff, den R. von Kirchbach verwendet – andererseits?

„Das Fundament der Sendung“<sup>131</sup> ist für von Kirchbach der Auftrag Jesu an seine Jünger: „Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich

---

<sup>130</sup> „Die Christenheit auf der Suche ...“ (Anm. 32), S. 42f.

<sup>131</sup> Von der Sendung, in: „Als Anfang ...“ (Anm. 33), I, 1.

euch“ (Joh. 20,21). Gott selbst *„macht sich zum Zeugen“*, indem er seinen Sohn in die Welt sendet, und nur von der Sendung Christi her ist auch unser Sendungsauftrag zu verstehen. So sagt R. von Kirchbach in einer Predigt 1976.<sup>132</sup>

Schon hier wird das Grundmuster seiner Missionstheologie erkennbar, ein Dreischritt, der in seiner Reihenfolge unumkehrbar ist: Gott – Christus – Mensch. Unsere Mission, die Mission der Kirche, ist nichts anderes als die Teilhabe an der *„Lebensbewegung Christi“*, die ihrerseits nichts anderes ist als ein Geschenk Gottes allein aus Gnaden.

*„Mission heißt zuerst:  
Der Vater  
sendet  
den Sohn  
aus der Vergangenheit  
u n d aus der Zukunft,  
um über jeder Gegenwart  
den Himmel aufzutun...  
Darum heißt Mission weiter:  
Miteinander leben  
in der segnenden Gegenwart Christi,  
und dadurch in die Lebensbewegung Christi  
eingehen.“*<sup>133</sup>

Der erste Schritt der Mission ist daher das eigene *„Jünger werden“* oder wie R. von Kirchbach unter Hinweis auf das Gespräch Jesu mit Nikodemus sagt, das *„Neu geboren werden“*. Gott spricht:

*„...du musst von Neuem geboren sein,  
anders kannst du nicht sehen,  
was Ich dir zeigen will  
und wozu Ich dich sende.“*<sup>134</sup>

---

<sup>132</sup> Predigt zu 1. Joh. 5, 11-13 am 11.1.1976, S. 3.

<sup>133</sup> „Überlegungen zum Verständnis christlicher Mission“, Mai 1983, S. 1.

<sup>134</sup> Von der Sendung, in: „Als Anfang ...“ (Anm. 33), I, 4.

R. von Kirchbach ist sich zutiefst der Gefahr bewusst, dass wir in unserer Mission andere nicht zu Jüngern Gottes, sondern zu Jüngern unserer eigenen Vorstellungen machen. Pointiert fragt er daher nach einem Gespräch mit jüdischen Dialogpartnern:

*„W o h i n sendest Du uns?  
Zuerst immer g e g e n uns selbst.  
G e g e n den Selbstbetrug,  
als hätten wir Dich schon verstanden  
und wüssten, was zu tun  
oder zu lassen ist.  
G e g e n die Selbstsicherheit,  
als hätten wir eine Übersicht  
in Dein Tun  
oder Einsicht in Deine Wege,  
und könnten andere darauf führen.  
G e g e n unseren Hochmut,  
als stünden wir über dem Nächsten,  
und könnten sein Leben  
oder seine Lebensart beurteilen  
und richten.  
G e g e n den offenen oder den  
heimlichen Drang,  
uns gegen andere durchzusetzen,  
sie beiseite zu schieben,  
uns über sie zu stellen,  
sie zu disqualifizieren...  
Wir setzen als das Selbstverständlichste  
voraus,  
dass wir selbst den besten Teil  
erwählt haben.  
Wir wollen damit das eigene System  
absichern,  
oder andere in unser System einbauen,  
ohne geduldig, nachhaltig und in  
Wahrheit  
nach dem Lebenshorizont des Nächsten*

zu fragen.“<sup>135</sup>

Von Kirchbach unterscheidet deutlich zwischen der Mission Gottes und unserer Mission. In Christus haben wir teil an Gottes Mission, aber sie wird nie zu unserer Mission. Auch in der Nachfolge Christi bleibt das Evangelium unverfügbar. Wir sind nicht Jünger, sondern müssen es immer neu werden. Wir sind hineingenommen in den „*Strom göttlichen Wirkens*“, aber wir müssen uns immer wieder an das andere Ufer des Stroms hinübersetzen lassen. So betet R. von Kirchbach:

*„Fahre uns über den Strom.  
Wir haben kein Ruder...  
Während D u ruderst,  
deuten wir die Zeichen der Zeit.  
Das ist besser, als selbst  
den Fährmann zu spielen.  
Aber lass uns kein totes Selbstgespräch  
führen.  
Wir erkennen die Sternbilder nicht,  
wenn D u sie nicht deutest.  
Langsam erklärst D u uns unsere Arbeit.“<sup>136</sup>*

Die Sprache, in der Gott uns „*unsere Arbeit*“ erklärt, ist die des Heiligen Geistes. Es ist die Sprache, „*mit der der Hirt die Herde führt*“<sup>137</sup>. Sie wahrzunehmen, ist das erste, was der Jünger zu lernen hat.

In einer Predigt zur Erscheinungsgeschichte des Auferstandenen am See Tiberias (Joh.21,1-14) reflektiert R. von Kirchbach das Verhältnis von Johannes und Petrus, den beiden Jüngern, die eine besondere Führungsposition einnehmen. Im Laufe der Erzählung rückt Petrus immer mehr in den Mittelpunkt. Er ist der Mann der Tat. Er springt ins Wasser, er geht dem Auferstandenen entgegen, er zieht das Netz an Land, er bringt die

---

<sup>135</sup> Zur Frage unserer Sendung und der Mission, in: STEH AUF DER MORGEN NAHT, 1. Buch: Dialog in Israel, Zum 6. inter-religiösen Dialog vom 14.4.86-11.5.86, S. 40ff.

<sup>136</sup> „Der Aufbruch“ (Anm. 28), S. 230.

<sup>137</sup> Ebd., S. 231.

Fische zu Jesus. Johannes aber ist der, so beobachtet R. von Kirchbach, der den Auferstandenen zuerst erkennt. Petrus wird erst durch Johannes zum Missionar. „Das Wort, der Geist, die Kraft, mit der Christus unter uns wirksam ist und uns mit Seiner vorauslaufenden Fürsorge ...umgibt, trägt und ernährt“<sup>138</sup>, so folgert von Kirchbach, geht unserem „Missionarwerden“ voraus.

Nur von diesem „Fundament“ und der „Ausrüstung“ mit dem Heiligen Geist her ist unser „Auftrag“ sowie der „Horizont“ und „Modus“ unserer Mission zu verstehen<sup>139</sup>. Immer wieder betont von Kirchbach, dass es allein darum geht, ein Zeuge der großen Liebe Gottes und nicht ein Propagandeur unserer eigenen Glaubensüberzeugungen zu sein. Und dennoch sind wir damit nicht zur Passivität verurteilt. So unbegreiflich es auch erscheint, Gott braucht uns in seiner und für seine Mission. Er sagt zu uns:

*„...du sollst t u n,  
wozu I c h d i c h f ü h r e :  
das Evangelium m i t d e i n e m L e b e n  
verkündigen,  
in der Taufe M e i n F e u e r anzünden,  
und zu lehren, was du v o n M i r h ö r s t ...  
Denn deinen G l a u b e n brauche Ich  
und dein G e b e t ,  
damit Mein Leuchten über dir erscheint,  
und die Fesseln deiner Nächsten löst.“<sup>140</sup>*

Wir sollen Arbeiter in Gottes Weinberg sein und seine Liebe bezeugen,

*„aber sie bleibt die Deine allein.  
Wir sagen Dein Wort.  
Aber Du füllst es mit Leben.*

---

<sup>138</sup> Predigt zu Joh. 21, 1-14 am 6.4.1975, S. 2.

<sup>139</sup> Unter diesen fünf Stichworten und in dieser Reihenfolge entfaltet R. von Kirchbach seine systematische Abhandlung in: „Als Anfang ...“ (Anm.33); vgl. auch das „Schema zum Thema: Mission“, in: Ein Arbeitspapier ... (Anm. 12), S. 16.

<sup>140</sup> Gebet zu Mt. 28,16ff vom 4.1.1996.

*Die Beere reift nur am Weinstock.*<sup>141</sup>

Reinhard von Kirchbach nimmt den Auftrag zur Mission ernst, aber er wird nicht müde, immer wieder darauf hinzuweisen, dass es Gottes Auftrag ist, der den Inhalt und die Gestalt unserer Mission zu bestimmen hat:

*„Du kannst dir Meinen Auftrag nicht selber  
nehmen.  
Du kannst ihn auch nicht an dich ziehen,  
als verstünde er sich von selbst.  
Bisher gingst du ihm nach,  
weil es dich dazu drängte.  
Aber du erfülltest ihn nicht ...  
Die Arbeit und Mühe,  
der Fleiß und der Einsatz  
folgte den Erwartungen und Wegen,  
die dir überkommen sind.  
Ihnen hast du dich guten Willens gefügt,  
auch wenn du unentwegt bemüht warst, zu tun,  
was dir gewiesen schien ...  
Nur wenn du l e b s t ,  
was du von mir empfängst,  
erfüllst du deine Zeit aus dem,  
was Meinen Händen nicht entgleitet.  
Die Umkehr in Mein Licht  
muss t a u s e n d m a l vollzogen sein,  
eh' sie die Leichtigkeit gewinnt,  
in der Mein Atem euch  
ans andere Ufer trägt.“*<sup>142</sup>

Diese Äußerungen sind wohl als Kritik an der praktischen Missionsarbeit zu verstehen, so wie R. von Kirchbach sie in Breklum oder anderswo wahrnimmt. Er würdigt ihren Einsatz und ihr unermüdliches Bemü-

---

<sup>141</sup> „Der Tausch“ (Anm.25), S. 96.

<sup>142</sup> Von der Sendung, in: „Als Anfang ...“ (Anm. 33), III, 2.

hen. Er spricht geradezu liebevoll von ihrem „*guten Willen*“ und der geleisteten „*Arbeit und Mühe*“, aber er hat das Empfinden, dass es nicht der Atem Gottes ist, der diese Mission bewegt. Es fehlt ihr die „*Leichtigkeit*“, die Sorglosigkeit eines unbedingten Gottvertrauens oder die Demut, wie er sagt, die alles von Gott erwartet und die nur „*erbetet*“ werden kann.

Man mag fragen, ob diese Kritik berechtigt ist. Wer wollte die redlichen Motive derer bestreiten, die sich für den Missionsdienst entscheiden oder ihn in treuer Fürbitte und mit materieller Unterstützung begleiten? Wurde hier nicht immer mit großem Ernst auf das Wort Gottes gehört, mit Leidenschaft gebetet und bewusst in der Nachfolge Jesu gelebt? R. von Kirchbach hat das nie in Zweifel gezogen. Er hatte keine Aversion gegen „*Missionsleute*“. Im Gegenteil, er fühlte sich zu ihnen hingezogen, aber er wurde in ihren Kreisen nie heimisch. Seine Glaubenswelt war eine andere. Er teilte ihr Sendungsbewusstsein, aber nicht ihre Selbstgewissheit, ihren Tatendrang, ihren Bekehrungseifer. Der Grund dafür, so meinen wir, liegt letztlich in einem unterschiedlichen Verständnis unseres Sendungsauftrags.

Die Differenz wird an der Interpretation von Matthäus 28, 16-20 deutlich. Während in der traditionellen Mission die letzten Verse des Matthäusevangeliums als „*Missionsbefehl*“ in dem Sinne verstanden werden, dass Christus seinen Auftrag an seine Jünger überträgt, verweist R. von Kirchbach darauf, dass der Erhöhte „*alle Gewalt im Himmel und auf Erden*“ behält. Wir treten niemals an die Stelle Christi. Es bleibt seine Mission. R. von Kirchbach lehnt jede Form eines Synergismus ab. Seine an Augustin und Luther geschulte Theologie lässt keinen Raum für ein menschliches Mitwirken am göttlichen Heilsgeschehen. Es überrascht daher nicht, dass er eine konsequente *Missio Dei* Theologie vertritt. „*Mitarbeiter Gottes*“ (1. Kor. 3, 9) sind wir nur, insofern wir zu Zeugen von Gottes Evangelium werden:

*„Du sollst deinen Brüdern und Schwestern  
das EVANGELIUM  
weitergeben.  
Nichts anderes.*

*Und was ist das Evangelium?  
Dass sie das Leben haben  
in Mir.  
Heute,  
jetzt.  
Es ist die Auferstehung zum Leben.  
ICH  
trage sie durch die Welt.  
Und du sollst Mein Bote sein.*<sup>143</sup>

Reinhard von Kirchbach meint, dass hier „ein ganz erweiterter, neuer Begriff von Mission zum Tragen kommt“, den er in Abgrenzung zur traditionellen Mission als „apostolische Mission“ bezeichnet<sup>144</sup>. Es ist nicht erkennbar, ob er zu dieser Einschätzung aufgrund eigener Reflexion oder auf Anregung der neueren missionstheologischen Diskussion gelangt. Tatsache ist, dass die Missio Dei Theologie die missionswissenschaftliche Debatte in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg bestimmt. Auch der Begriff der „apostolischen Mission“ begegnet uns schon in der holländischen Apostolatstheologie der fünfziger Jahre. Es ist also festzuhalten, dass R. von Kirchbach sich hier im breiten Konsens der ökumenischen Missionstheologie bewegt. Sein theologischer Ansatz ist erhaben über jeden Häresieverdacht. Er repräsentiert den theologischen main stream der Nachkriegszeit. Insofern ist er auch nicht originell.

Theologisches Neuland betritt von Kirchbach aber in den Konsequenzen, die er aus seiner Missio Dei Theologie zieht. Sie führen ihn zu einem Verständnis fremder Religionen, das sich deutlich von dem unterscheidet, was seit langem in der westlichen Theologie und Mission vorherrschend war.

Das Evangelium, so haben wir eben von Kirchbach zitiert, besteht in der Zusage Gottes, dass die Menschen „das Leben in Mir haben“. Damit sind alle Menschen gemeint, nicht nur die Christen. „Heute“ und „jetzt“,

---

<sup>143</sup> HERDFEUER GOTTES, Ein Lese – Gebetsbüchlein, Altenhof im März 1995, S. 153.

<sup>144</sup> Wochenschlußbandacht zu Joh. 21, 1-14 am 5.4.1975, S. 2.

nicht erst in der Zukunft. Gott ist schon bei den Menschen, bevor die explizite Verkündigung des Evangeliums sie erreicht. Der Auftrag der Mission ist es daher nicht, den Menschen anderer Glaubensweisen und Weltanschauungen einen anderen Gott zu bringen, sondern ihnen die Zusage Gottes zu verkündigen,  
*„DASS MEIN NAME  
ÜBERALL WOHNTE“.*

In großer Bestimmtheit lässt R. von Kirchbach Gott sagen:

*„Ihr könnt nicht urteilen,  
welche Wege Ich gehe.  
Denn ihr habt in diese Wege keine Einsicht.  
Darum gebiete Ich euch,  
dass ihr im Glauben der Liebe zu Mir lebt  
und in der Wahrheit der Liebe zu eurem  
Nächsten.“<sup>145</sup>*

Oder in anderen Worten:

*„ICH schütze euch  
vor euch selbst  
und voreinander.  
ICH lasse aber nicht zu,  
dass ihr eure Nächsten ausschließt  
und euch mit eurer Erbe,  
wie mit einem Raube,  
davonsteht.  
Was ihr glaubt sichern zu müssen,  
schlage ICH euch aus der Hand.“<sup>146</sup>*

R. von Kirchbach ist zutiefst davon überzeugt, dass Gott sich allen Menschen offenbart. Wir haben kein Recht zu wissen, wie er das tut, aber wir haben das zu respektieren und zu glauben. Es klingt wie eine Zusam-

---

<sup>145</sup> WAS SOLL MEINE ARBEIT ... (Anm. 114), S. 61.

<sup>146</sup> „Umkehr zur Liebe“ (Anm. 68), S. 119.

menfassung seines missionstheologischen Denkens, wenn er in seinem letzten interreligiösen Dialog Christus die Worte in den Mund legt:

*„Der Glaube, in dem du dich Mir vertraust,  
geht in den Willen des Vaters ein.  
ICH führe dich in diesem Glauben  
n i c h t g e g e n deine Brüder und Schwestern.  
Ich mache auch den Glauben deiner Brüder und  
Schwestern nicht zu dem deinen.  
Denn Ich wohne offen oder verborgen mit der  
ganzen Innigkeit und Kraft Meines Geistes  
in ihnen.  
Darum sollst du ihren Glauben nicht zurückdrängen  
oder ihn umgehen.  
Du sollst i n i h r e m G l a u b e n  
M i c h g l a u b e n .  
Ich sende dich nicht,  
dass du deinen Glauben in den deines Nächsten  
verpflanzt,  
oder den deines Nächsten in den deinen.  
Wie willst du verpflanzen ,  
was dir nicht gehört?  
ICH sende dich,  
dass MEIN Leben in dir lebt,  
und dass ICH deinen Brüdern und Schwestern  
weitergebe,  
was Ich i h n e n weitergeben will.  
Und dass Ich dir durch sie bringe,  
womit Ich d e i n Leben segnen will.“<sup>147</sup>*

Je tiefer R. von Kirchbach in die Glaubenswelt seiner Dialogpartner eindringt, desto deutlicher wird ihm die Verschiedenheit der Glaubenssysteme bewusst, aber um so größer wird auch seine Gewissheit, dass Gott seine eigene Geschichte mit Menschen anderen Glaubens hat. Es ist

---

<sup>147</sup> „Wege öffnen sich“ (Anm.93), S. 45f.

sein Gott, der Gott Israels, der Vater Jesu Christi, der „EINE und EINZIGE“, den er bei ihnen entdeckt.

*„Du kannst deinen Nächsten nicht sagen:  
w i r kennen den Weg,  
i h r kennt ihn nicht.  
W i r wissen, woran wir glauben,  
i h r wisst es nicht.  
W i r gehören zu Gott,  
bei e u c h kommen uns Zweifel.  
W i r sind Sein Volk,  
i h r nicht.  
W i r haben Seine Offenbarung vernommen,  
i h r nicht.  
W i r sind heimgesucht, erlöst und gesegnet,  
bei e u c h kann es nicht gleichfalls sein.  
Bei u n s ist die Gerechtigkeit und Friede,  
bei e u c h nicht.  
Bei u n s wohnt die Fülle der Wahrheit,  
bei e u c h nicht.  
U n s trägt die Liebe,  
e u c h nicht.  
Wer s o redet,  
weiß nicht, was er sagt.  
W e n n er es weiß,  
ist er noch schlimmer dran.  
Habt ihr nicht gelesen,  
was gesagt ist:  
I C H bin der Weg,  
I C H bin die Wahrheit,  
I C H bin das Leben.“<sup>148</sup>*

Reinhard von Kirchbach sieht in den Andersgläubigen wirklich seine Brüder und Schwestern. Sie sind Kinder desselben Vaters. *„Ihr braucht*

---

<sup>148</sup> WAS SOLL MEINE ARBEIT ... (Anm. 114), S. 103ff.

*Mich nicht zu verteidigen*“, sagt Gott, auch wenn sie *„Mich mit einem Namen anrufen“*, der euch fremd und unbegreiflich ist.

Für R. von Kirchbach ist christliche Apologetik, sofern sie gegen andere religiöse Überzeugungen argumentiert, falsch verstandene Mission. Wir haben eine Sendung füreinander, aber sie ist immer Mission auf Gegenseitigkeit. In ihr geht es nicht um „Geländegewinn“ für die eigene Religion, sondern um Bekehrung zu Gott. In diesem ständigen Ringen können die Andersgläubigen den Christen ebenso eine Hilfe sein wie die Christen den Andersgläubigen. *„Jeder hat eine Mission für den anderen“*, sagt er, aber *„dazu gehört, dass ich die Sendung meines Nächsten zu mir annehme, auch wenn ich dadurch in Frage gestellt oder verletzt werde“*<sup>149</sup>. Hier zeigt sich noch einmal der tiefe Ernst, mit dem R. von Kirchbach die Begegnung mit Menschen anderen Glaubens sucht. In bewegenden Worten formuliert er nach der Rückkehr von dem schwierigen Dialog im französischen Lunel:

*„Wir müssen die Hütten verlassen,  
in denen wir wohnten.  
Die Zelte unserer Wanderschaft  
müssen wir verbrennen.  
Nur heimatlos  
werden wir die Heimat finden.  
Nur mit leeren Händen  
werden wir das Brot empfangen.  
Und nur in der Armut des Geistes  
kann sich Seine Fülle niederlassen.“*<sup>150</sup>

Das ist eine deutliche Absage an jede Form einer triumphalistischen Mission. Im Angesicht Gottes gibt es *„kein Vorrecht vor anderen“*. So formuliert R. von Kirchbach an einem Bußtag<sup>151</sup>. Wir sind alle gleichermaßen zur Buße und Umkehr gerufen.

---

<sup>149</sup> Ebd., S. 93f.

<sup>150</sup> „Umkehr zur Liebe“ (Anm. 68), S. 137.

<sup>151</sup> Einzelblatt unter dem Titel „ICH sende dich in die Offenheit“, ohne Datum.

Im Radiointerview wenige Wochen vor Reinhard von Kirchbachs Tod fragt K. Kammholz ihn, wie sich diese „*Erfahrung*“ mit dem Wort Jesu verträgt: „*Niemand kommt zum Vater denn durch mich.*“ Für R. von Kirchbach ist dieser Vers aus den Abschiedsreden Jesu kein „*Verwerfungswort*“ und kein „*Drohwort* gegen einen fremden Glauben“, sondern „*ein Wort der Vergewisserung in unsere Unsicherheit hinein*“. Es ist die Zusage Jesu an seine Jünger, dass sie in seiner Nachfolge „*den finden, durch den alle Dinge geschaffen sind*“<sup>152</sup>. Diese Zusage ist aber weder auf die Jünger noch auf die Christen beschränkt. Sie gilt allen, so lässt R. von Kirchbach Gott sagen, „*die MICH suchen*“.

Die einzig angemessene gemeinsame Lebensform von Menschen unterschiedlicher religiöser Zugehörigkeit ist daher die der „*Konvivenz unterschiedlichen Glaubens in der umfassenden Kraft der Liebe Gottes*“<sup>153</sup>. R. von Kirchbach greift damit wiederum einen Begriff auf, der in der jüngeren Missionstheologie gebräuchlich ist. Er verweist ausdrücklich auf die Studie der Arnoldshainer Konferenz und der VELKD unter dem Titel „*Religionen, Religiosität und christlicher Glaube*“ und schließt sich „*den dort angeregten Vorschlägen*“ an. Allerdings fügt er sogleich hinzu, dass sie ihm „*hinter dem Ausmaß und dem Gewicht der Herausforderung ...weit zurückzubleiben*“ scheinen. Für ihn geht es nicht nur um „*einzelne Symptome, Defizite oder zusätzliche Leistungen*“, sondern um „*das tägliche Neuwerden der Christenheit in der offenen Zuwendung und der Verbundenheit mit den Menschen der Erde in der Vielzahl ihres Glaubens und ihres Unglaubens, ihrer Liebe und ihrer Verschlossenheit*“. Er schließt diese Überlegungen mit den Worten: „*Ich glaube, dass Gott uns in diese Horizonte Seines Handelns neu zum Glauben in einem Leben der Liebe zur Welt hinzieht*“<sup>154</sup>.

Es sind die grenzenlosen Horizonte der Mission Gottes, die es nach R. von Kirchbach für unsere Mission neu zu entdecken gilt<sup>155</sup>. Wo immer sie aus Angst oder aus falsch verstandener Rechtgläubigkeit die Grenzen

---

<sup>152</sup> Nachschrift eines Interviews ... (Anm. 105), S. 7 [im Original; in diesem Band S. 314].

<sup>153</sup> „Die Christenheit auf der Suche ...“ (Anm. 32), S. 40.

<sup>154</sup> Alle Zitate ebd., S. 42.

<sup>155</sup> Vgl. Von der Sendung, in: „Als Anfang...“ (Anm. 33), IV, 1.

zu eng zieht und nicht den weiten Horizont Gottes zu denken und zu glauben wagt, wird sie ihrem Auftrag nicht gerecht und verschließt sie sich selbst die Tür, durch die Gott uns führen will. Wir zitieren noch einmal eine Meditation von R. von Kirchbach unter dem Titel „*Von der Sendung*“, in der seine Position klar zum Ausdruck kommt:

*„Nicht fixiert auf Rituale,  
nicht fixiert auf Dogmen,  
nicht fixiert auf die Moral  
oder auf gewohnte Verhaltensweisen,  
nicht fixiert auf die kulturelle und nicht  
auf die soziale oder rassische Tradition.  
Sondern  
von DIR  
im alltäglichen Leben  
bewohnt  
und zu DIR hin geöffnet sein.  
Dies wäre auch das Leben der Mission  
als Sendung  
und als Empfangen der Botschaft  
in dem Leben  
und aus dem Leben der Menschen  
in ihrer zusammengehörigen  
aber unvermischbaren Differenzierung  
als Brüder und Schwestern  
in DIR.“<sup>156</sup>*

**Würdigung und Fragen – oder:  
Was mir an Reinhard von Kirchbach wichtig  
und fragwürdig bleibt**

Wir haben in den vorausgehenden Kapiteln dem nachzuspüren versucht, was Reinhard von Kirchbach geglaubt hat. Mit vielen Zitaten haben wir ihn selbst zu Wort kommen lassen. Wir wollten damit einen Einblick in

---

<sup>156</sup> HERDFEUER GOTTES (Anm. 143), S. 152.

die Art seines Denkens und Betens vermitteln. Die ausführlichen Quellennachweise laden zur eigenen Lektüre seiner Texte ein.

Unsere Auswahl ist nur ein kleiner Ausschnitt seines umfangreichen Nachlasses. Wir sind dabei nicht biografisch oder chronologisch vorgegangen, sondern haben die theologischen Topoi hervorgehoben, die unseres Erachtens für das Glauben und Denken von R. von Kirchbach prägend sind. Anderes, was uns nicht so bedeutsam erscheint, etwa seine Ekklesiologie, haben wir nur am Rande gestreift.

Wir wollen jetzt sein Leben und Werk würdigen, aber auch das benennen, was uns fragwürdig vorkommt. Ich bedauere sehr, dass wir das Gespräch mit R. von Kirchbach nicht mehr persönlich führen können. Ich hätte ihn gerne nach dem befragt, was mich nach einer intensiven Beschäftigung mit seinem schriftlichen Nachlass bewegt. Wäre das möglich, würden wahrscheinlich manche meiner Fragen eine schnelle Antwort finden.

Der Gesamteindruck, der nach der Lektüre des Nachlasses von R. von Kirchbach bleibt, ist der einer erstaunlichen Kontinuität seines Denkens und Glaubens. Ich empfinde sein Lebenswerk als ein faszinierendes Ganzes, nicht als geschlossenes System, aber als ein lebenslanges Kreisen um dieselben Grundfragen. Natürlich sind in den verschiedenen Lebensphasen R. von Kirchbachs unterschiedliche theologische Akzentuierungen zu erkennen – am offenkundigsten in den Tief- und Höhepunkten seines Lebens, in seiner „Lebenskrise“ am Anfang der sechziger Jahre ebenso wie in den beglückenden Erfahrungen des interreligiösen Dialogs in seinen letzten Lebensjahren – aber insgesamt bleibt das Bild von konzentrischen, sich erweiternden Kreisen, die immer ihre unverrückbare Mitte behalten. Wir vermögen weder Brüche noch Verwerfungen zu entdecken, die ihn zu einer Revision seiner zentralen Glaubensüberzeugungen veranlassen. Anders ausgedrückt: Der frühe R. von Kirchbach, der Gemeindepastor, Prediger, Seelsorger und Propst, ist nicht von dem späten R. von Kirchbach, dem, der sich in den interreligiösen Dialog „stürzt“, zu trennen. Um es noch pointierter zu sagen: Wer sich nur auf den „Theologen des Dialogs“ beschränkt, läuft Gefahr, manche Aspekte seines unorthodoxen Denkens als Ergebnis seiner Dia-

logerfahrungen zu interpretieren, obwohl sie schon lange vorher zu finden sind, bevor er sich auf seine interreligiöse Reise begibt.

Das gilt in besonderer Weise für sein Gottesverständnis. Die ungewöhnliche Weite seines Gottesbildes ist in seinem Glauben und Denken von Anfang an präsent. Sie ist bestimmt von der Vorstellung einer „revelatio continua“, der Überzeugung, dass Gott sich in der Geschichte auf vielfältige Weise immer weiter offenbart. Offensichtlich ist R. von Kirchbach hierin nicht nur von Teilhard de Chardin, sondern auch von ökumenischen Theologen wie Nathan Söderblom beeinflusst.

Wie für diese Vertreter einer „fortlaufenden Offenbarung“ so ist auch für R. von Kirchbach das Christusgeschehen die entscheidende Zäsur und der unbestrittene Kulminationspunkt im Offenbarungshandeln Gottes. Die Christologie ist und bleibt in seinem theologischen Denken zentral. Es bleibt sogar der Eindruck, dass sie ihm immer wichtiger wird, je mehr er sich im interreligiösen Dialog engagiert. Das schließt aber nicht aus, dass er auch im Glauben Andersgläubiger denselben Gott glaubt, der ihm in Jesus Christus begegnet. Das souveräne göttliche Offenbarungshandeln lässt sich nicht einschränken, und das gilt ebenso nach wie vor dem Erscheinen Jesu Christi.

So souverän wie Gott in seiner Selbstmitteilung bleibt, so souverän bleibt er auch in seinem Erlösungshandeln. Es steht dem Glaubenden nicht zu, Gott in seinem Heilshandeln zu lokalisieren. Er begegnet uns potentiell an jedem Ort und in jedem Menschen, und so steht jeder Versuch, Gottes Heilswirken nur für die eigene Glaubensgemeinschaft zu beanspruchen, in der Gefahr, zum Unglauben zu werden.

Damit weist von Kirchbach jeden christlichen Exklusivitätsanspruch zurück. Diese Ablehnung wurzelt bei ihm nicht in einer Tradition, die der „liberalen Theologie“ verpflichtet ist, und auch nicht in dem Erschrecken darüber, was anderen in der Missionsgeschichte im Namen eines christlichen Exklusivismus angetan worden ist. Von Kirchbach ist weder ein „Liberaler“ noch ein „Missionskritiker“. Er argumentiert vielmehr mit einem streng reformatorischen Heilsverständnis des „extra nos“. Das Heil ist göttliche Gabe, und das Urteil darüber, wem es geschenkt wird, gebührt allein Gott. Wer einen Ausschließlichkeitsan-

spruch postuliert, so die feste Überzeugung von Kirchbachs, verletzt die Souveränität Gottes.

Es gibt verschiedene religionstheologische Schulen, die wie R. von Kirchbach mit der heilschaffenden Gegenwart Gottes auch bei Menschen anderen Glaubens rechnen. Es ist aber schwer, R. von Kirchbach einer dieser Schulen zuzuordnen. Zunächst lässt seine „kosmische Christologie“ die Nähe zu einer inklusivistischen Religionstheologie vermuten, aber die Differenz wird deutlich, wenn er mit Nachdruck jede Form einer christlichen Umarmungsstrategie ablehnt. R. von Kirchbach respektiert die jeweils eigene Identität der einzelnen Religionen. Sie sind nicht nur eine „praeparatio evangelica“, sondern eigenständige Wege zu Gott. Das Leitwort aller seiner Dialoge von der ersten Projektskizze bis zum letzten Treffen in Pisselberg bleibt „*unvermischt und ungetrennt*“<sup>157</sup>. Anders als die Vertreter des Inklusivismus macht er sich nicht auf die Suche nach dem „Christlichen“ und „Wahren“ in anderen Religionen. Für ihn trägt jeder Glaube seine Gotteswahrheit in sich. Nicht das Christentum, sondern allein Gott ist der Maßstab und die Norm.

Vertritt R. von Kirchbach damit die Position der pluralistischen Religionstheologie, die in den letzten beiden Jahrzehnten immer größere Aufmerksamkeit auf sich zieht?<sup>158</sup> Uns sind keine Hinweise bekannt, dass R. von Kirchbach diese Diskussion verfolgt hat. Gemeinsame Grundüberzeugungen sind aber offenkundig: die positive Deutung einer Vielzahl verschiedener Heilswege; die nüchterne Anthropologie, die jeden Versuch religiöser Selbsterlösung in Frage stellt; die Theozentrik, die allein Gott als das Absolute akzeptiert.

---

<sup>157</sup> In der Schlussphase des Dialogs in Pisselberg taucht zwar das neue Motto „inter-related, mutually enriching, progressively evolving“ auf, dem R. von Kirchbach seine Sympathie bekundet, das ist aber als Ergänzung und nicht als Ersatz des alten Formulars zu verstehen, in: *The 14th Interreligious Dialogue ...* (Anm. 21), S. 36; vgl. auch den Kommentar von M. Möbius, ebd., S. 40.

<sup>158</sup> Den Auftakt zur neueren Diskussion gibt Paul F. Knitter mit seinem Buch „*No other Name?*“, New York 1985; eine deutsche Kurzfassung ist unter dem Titel „*Ein Gott – viele Religionen*“, München 1988, erschienen.

Zugleich werden aber deutliche Unterschiede sichtbar. Während die Vertreter einer pluralistischen Religionstheologie das Festhalten an der universalen Gültigkeit einer einzelnen Glaubensposition grundsätzlich als anmaßend und als Ausdruck von Intoleranz verstehen, ist für R. von Kirchbach selbstverständlich, dass jeder Glaube einen legitimen und notwendigen Anspruch auf allgemeine Gültigkeit erheben kann und muss. „*Nur der Schritt gilt, der für alle geschieht*“<sup>159</sup>, sagt er. Für Pluralisten gibt es im Gefolge der postmodernen Philosophie nicht Wahrheit im übergreifenden Sinn, sondern nur die Vielzahl verschiedener Wahrheiten, die neben- oder gegeneinander stehen. Für R. von Kirchbach gehört es dagegen zum Wesen des Glaubens, dass er von einem übergreifenden Wahrheitsanspruch ausgeht und an ihm festhält.

Das wird besonders deutlich an seiner Christologie, also an der Frage, die aus christlicher Sicht im interreligiösen Dialog die größte Sprengkraft besitzt. Ist für die Vertreter des pluralistischen Modells das Bekenntnis zu Christus als dem Sohn Gottes gerade das, was Christen von Menschen anderer Religionszugehörigkeit unterscheidet, so ist für R. von Kirchbach die Menschwerdung Gottes in Jesus von Nazareth erst die Voraussetzung dafür, dass wir als Menschen – in welchem Glauben auch immer – Gott nahe sein können. Christus ist nicht nur ein Name unter vielen. Das Christusgeschehen ist vielmehr ein Grunddatum der Selbstoffenbarung Gottes, ohne die weder Gotteserkenntnis noch Gemeinschaft mit Gott möglich wäre. Christologie im biblischen Sinne, davon ist von Kirchbach überzeugt, ist Aussage über Gott, die eine Gegenüberstellung von christozentrischem und theozentrischem Denken unsinnig macht. Die oft vertretene These „Gott eint - Christus trennt“ ist für ihn nicht nachvollziehbar.

Reinhard von Kirchbach – so fassen wir zusammen - hält an der Einzigartigkeit Jesu Christi fest, ohne Menschen anderen Glaubens von dem Heilsgeschehen in Christus auszuschließen. Als einmaliger und einzigartiger Akt der Zuwendung Gottes zum Menschen ist das Christusereignis von allgemeingültiger und universaler Bedeutung. An ihm haben auch die teil, die nicht mit einem expliziten Christusbekenntnis antworten. Ein

---

<sup>159</sup> „Der Aufbruch“ (Anm. 28), S. 98.

Bekenntnis bleibt immer Menschenwort. Es kann nicht Maßstab für Gottesnähe oder Gottesferne sein.<sup>160</sup>

R. von Kirchbach spürt in den „pujas“ und rituellen Handlungen seiner andersgläubigen Geschwister die Gegenwart Gottes. Es ist derselbe Gott, den sie anrufen und dieselbe Stimme, die ihnen antwortet. Es ist die Stimme Jesu, die er bei ihnen hört, und er hat es ihnen offen gesagt. Seine Gesprächspartner haben es sich gefallen gelassen. Sie haben es nicht als christliche Vereinnahmung empfunden. Im Gegenteil, sie sahen in ihm den Bruder, der ihnen in großer Demut seinen Glauben bezeugte. In ihm begegneten sie einem Christentum, das sie nicht als Bedrohung für ihren Glauben empfinden mussten. Sein Hindu Freund Govind bestätigte ihm, dass er durch ihn von manchem Vorurteil gegen das „Missionschristentum“ befreit wurde. Gerade weil R. von Kirchbach ihnen nicht mit einem missionarischen Anspruch entgegen tritt, wird er ihnen zu einem Missionar, der ihnen den Weg zu Gott in Christus eröffnet.

In seiner Rede zu seinem achtzigsten Geburtstag sagt R. von Kirchbach: *„Meine Wege im interreligiösen Dialog haben mich von Jahr zu Jahr mit einer inneren Notwendigkeit zur Weise des betenden Lebens geführt“*<sup>161</sup>. Das mag eine Überzeichnung sein. R. von Kirchbach hat immer intensiv aus dem Gebet gelebt. Es besteht aber kein Zweifel, dass er das Wesentliche einer interreligiösen Begegnung im gemeinsamen Beten, Meditieren und Schweigen sieht. Dabei unterscheidet er nicht zwischen „multi-religiösem“ und „interreligiösem“ Gebet, nicht zwischen einem Beten „nebeneinander“ oder „miteinander“. Er betet zu seinem Gott in einem buddhistischen oder hinduistischen Tempel ebenso wie in einer Moschee, und er hat keine Bedenken, mit seinen andersgläubigen Freunden die Eucharistie nach traditionell christlichem Ritus zu feiern. R. von Kirchbach sieht den Sinn und das Ziel des interreligiösen Dialogs gerade darin, wovor die christliche Theologie und kirchliche Lehrmeinung am meisten zurückschreckt: im gemeinsamen Lobpreis Gottes, dem *„EINEN und EINZIGEN“*.

---

<sup>160</sup> So widmet z. B. der Buddhist Deepal eine seiner Meditationen R. von Kirchbach mit den Worten: „To my dearest Papa, for taking me along with you on your search“, in: *Diary of Takamori*, S. 63.

<sup>161</sup> Kurzer zusammenfassender Bericht ... (Anm. 78), S. 12.